

Von einem Tag auf den anderen ändert sich für den ehemaligen Außenminister der Bundesrepublik Deutschland das ganze Leben. Wenige Monate nach dem Ende seiner Amtszeit erfährt Guido Westerwelle, dass er lebensgefährlich an *akuter myeloischer Leukämie* erkrankt ist. Sein Buch handelt vom Schock und der Ungewissheit nach der erschütternden Diagnose. Von seiner Erschöpfung während der Behandlung und den Momenten der Todesangst in einem Kölner Krankenhaus. Es erzählt aber auch die Geschichte eines Mannes, der Unterstützung und Solidarität in einem Ausmaß erhielt, das ihn selbst überraschte.

Vor allem aber will Guido Westerwelle Kraft und Zuversicht vermitteln: Niemand von uns ist vor Schicksalsschlägen gefeit. Aber wir können dagegen kämpfen, solange wir an uns selbst glauben und die Hoffnung nicht aufgeben.

GUIDO WESTERWELLE, Jahrgang 1961, war einer der bekanntesten Politiker Deutschlands und von 2009 bis 2013 Bundesaußenminister. Nach seiner Amtszeit gründete er die »Westerwelle Foundation«. Die Stiftung fördert mittelständische Strukturen in Umbruchgesellschaften und will damit weltweit praktische Unterstützung im Aufbau von Demokratie und Marktwirtschaft leisten. Guido Westerwelle verstarb am 18. März 2016 in Köln an den Folgen seiner Leukämieerkrankung.

DOMINIK WICHMANN, Jahrgang 1971, ist Journalist und war viele Jahre lang Chefredakteur des SZ-Magazins sowie der Zeitschrift *Stern*. Heute leitet Wichmann die internationale Digitalkonferenz DLD und lebt mit seiner Familie in München. Für seine Arbeit als Chefredakteur und Autor erhielt Wichmann zahlreiche Auszeichnungen. Auf der Grundlage von Tagebuchaufzeichnungen und vielen Gesprächen schrieb er mit Guido Westerwelle dessen Buch »Zwischen zwei Leben«.

Guido Westerwelle

mit Dominik Wichmann

Zwischen zwei Leben

Von Liebe, Tod und Zuversicht

btb

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juni 2016,

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2015 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Umschlaggestaltung: semper smile, München,

nach einem Entwurf von Felix Bringmann

Umschlagfoto: © Gene Glover

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

LW · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71502-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!

Für Michael.

Den Mann meiner zwei Leben.

»Das Leben ändert sich in einem Augenblick.
Man setzt sich zum Abendessen, und das Leben,
das man kennt, hört auf.«

Joan Didion

»Katastrophen kennt allein der Mensch,
wenn er sie überlebt; die Natur kennt keine
Katastrophen.«

Max Frisch

Vorwort

Dieses Buch schildert die Zeit zwischen meinen zwei Leben. Oft frage ich mich, ob ich denn inzwischen schon voll und ganz in diesem zweiten Leben angekommen bin. Vor allem gerade jetzt, da ich wegen einer Lungenentzündung wieder einige Tage in einem Kölner Krankenhaus verbringen muss. Ehrlich gesagt weiß ich also noch nicht genau, ob ich schon angekommen bin. Ich wünsche es mir. Mit Sicherheit kann ich jedoch sagen, dass mir die Arbeit an diesem Buch auf diesem nicht immer leichten Weg sehr geholfen hat. Vieles von dem, was mir widerfahren ist, verstand ich besser, als ich ein zweites Mal darüber nachdachte und damit begann, meine Erinnerungen an die Konfrontation mit dem Tod aufzuschreiben.

Ein zweiter Grund, dieses Buch zu schreiben, war mein Wunsch, der düsteren Zeit, die nun hoffentlich hinter mir liegt, ein zuversichtliches Buch abzurufen. Ich möchte anderen Menschen damit so viel Mut machen, wie mir Mut zugesprochen worden ist. Denn ich weiß, dass ich ohne den Zuspruch anderer die Krankheit wahrscheinlich nicht überlebt hätte. Diejenigen also, die mein Schicksal teilen, will ich ermutigen, niemals, wirklich niemals aufzugeben. Und jene Leser, die glücklicherweise keine größeren Schicksalsschläge erleiden mussten,

mag meine Geschichte daran erinnern, auf welchem schmalen Grat wir unser Leben führen.

Jeder Gedanke an das Ende kann auch der Aufbruch zu etwas Neuem sein.

Köln, im September 2015

In der Mitte Europas

Kiew, am 5. Dezember 2013

Wir waren schon seit einigen Stunden im Himmel über Europa, als unsere Maschine mit einem sanften Schwenk nach rechts unten den Landeanflug auf den Flughafen von Kiew begann. Ich rieb mir die Müdigkeit aus den Augen, griff nach meiner Brille, die auf einem kleinen Tischchen neben mir lag, und blickte aus dem Fenster.

Wolkenfetzen flogen an meinem Gesicht vorbei. Ich sah die ersten Ausläufer der Stadt und die umliegenden Felder. Wir überquerten den Dnepr und seine vielen kleinen Seitenarme. Der verschlungene Lauf dieses Flusses erinnerte mich an das Geäst eines Laubbaums im Winter. Ich betrachtete eine Weile die gefrorene Landschaft unter mir, stellte dann die Rückenlehne meines Sitzes gerade und steckte ein paar Unterlagen zurück in meine Aktentasche. Ich hatte die Papiere während des Fluges von Brüssel nach Kiew gelesen, um mich auf die Gespräche vorzubereiten, die mich gleich nach unserer Landung hier erwarten würden.

Auch in Deutschland war es inzwischen kalt geworden, eiskalt sogar. Ungefähr vor einer Woche hatte es zum ersten Mal geschneit, und in einigen Regionen des Landes war der Schnee auch tatsächlich liegen geblieben. Die Zeitungen überboten sich deshalb mit Prognosen, ob es auch in diesem Jahr end-

lich einmal wieder weiße Weihnachten gebe. Doch bis dahin waren es noch fast drei Wochen, und wahrscheinlich würde es so wie meistens ausgehen: Kurz vor dem Fest lässt irgendeine unvorhergesehene Front warmer Luftmassen die Schneedecke schmelzen und widerlegt alle optimistischen Vorhersagen der Experten.

»Lass uns an Weihnachten nach Mallorca fahren«, hatte Michael deshalb schon im Herbst vorgeschlagen.

»Hast eigentlich recht«, antwortete ich ihm. »Selbst wenn's regnen sollte, wird es dort mit Sicherheit nicht so frostig wie zu Hause sein.«

»Außerdem haben wir unsere Ruhe nach all dem Trubel, den dieses Jahr so mit sich gebracht hat«, sagte er und tippte mit seinem Zeigefinger auf meinen Brustkorb. Wir blickten uns lange in die Augen. Nach einer Weile mussten wir lachen. Wahrscheinlich, weil wir in jenem Moment beide an die vielen Höhen und Tiefen dieses merkwürdigen Jahres zurückdachten und froh waren, dass all das nun bald vorbei sein würde und unserem Eheleben eine neue, eine endlich intensivere Zeit zu zweit bevorstand.

Später am Abend, wir lagen schon im Bett, da drehte ich mich noch einmal zu Michael hinüber und flüsterte in seine Richtung: »Du, ich kann dir gar nicht beschreiben, wie sehr ich mich auf Mallorca freue. Das wird ein Fest! – Hey, Michael, schläfst du schon?«

»Si, Señor«, antwortete er. Und lachte dabei.

Die Wochen und Monate vor der Bundestagswahl am 22. September 2013 waren nicht weniger anstrengend und schwierig gewesen als die Zeit danach. Abgesehen von den außerhalb Europas glühenden Krisenherden bereitete mir vor allem die zunehmende Eskalation im Osten unseres Kontinents große

Sorgen. Das absichtlich entfachte Feuer der Gewalt fraß sich immer tiefer in die Ukraine und die Gemüter seiner Bürger. Die Stabilität einer ganzen Region stand plötzlich infrage, und im Auswärtigen Amt fühlten sich insbesondere ältere Diplomaten an die Logik des Säbelrasselns und die Diktion des Kalten Krieges erinnert.

Unsere Freunde und Verbündeten in Polen, Tschechien und natürlich dem Baltikum verfolgten die Provokationen des russischen Präsidenten Wladimir Putin und seiner Regierung mit großer Besorgnis. Während eines Abendessens mit einem europäischen Ministerkollegen notierte ich einen Satz, mit dem er den tschechischen Dichter und Politiker Václav Havel zitiert hatte: »Ein Blick auf die Landkarte und in die Geschichtsbücher zeigt, dass es schwierig sein wird, sich auf Dauer Frieden, Sicherheit und Ordnung in Europa vorzustellen, wenn nicht in der Mitte Europas Friede und Ordnung gesichert sind.«

Doch wo genau ist die Mitte Europas? Und wofür steht dieses Europa? Ich machte mir viele Gedanken darüber, denn wenn es stimmt, dass Europa überall dort ist, wo Freiheit, Menschenrechte und Pluralismus eine Selbstverständlichkeit sind, dann befand sich die Ukraine spätestens seit dem 21. November 2013 an einem Scheideweg.

An diesem Tag hatte Wiktor Janukowytsch überraschend angekündigt, das lange verhandelte Assoziierungsabkommen mit der Europäischen Union nun doch nicht unterzeichnen zu wollen. Für uns europäische Verhandlungspartner, vor allem aber für die vielen hoffnungsvollen und pro-europäisch gesinnten Menschen in der Ukraine war die Entscheidung ihres Staatspräsidenten ein Schlag ins Gesicht.

»Wir landen in etwa zehn Minuten«, informierte mich ein Herr vom Kabinenpersonal. Ich schrieb mir noch rasch einige Fragen für die anstehenden Gespräche auf und kramte

dann in meiner Aktentasche nach einem Buch, das ich mir im Herbst gekauft hatte und in dem ich, so oft es eben ging, ein paar Seiten las: *1913. Der Sommer des Jahrhunderts* von dem Autor Florian Illies. Eine wunderbare Lektüre! Klug und heiter, immer unterhaltsam, nie banal. Ein Buch über ein Jahr, in dem so vieles möglich schien und doch der süßlich-morbide Geruch des nahenden Verfalls bereits allgegenwärtig war. Immer wieder staunte ich, wie viel von diesem merkwürdigen, gewaltsamen und in so vieler Hinsicht extremen 20. Jahrhundert in diesem einen Jahr 1913 bereits angelegt zu sein schien.

Ich blätterte bis zu dem kleinen Eselsohr, das ich zuvor auf meinem Hotelzimmer in Brüssel in die Seite 42 geknickt hatte. Ich las über die Stadt Wien und den Beginn dessen, was der Schriftsteller Franz Kafka einmal als das »nervöse Zeitalter« bezeichnet hatte. Wien galt damals als Frontstadt der Moderne: »Wien strotzte vor Kraft, war eine Weltstadt geworden, was man in der ganzen Welt sah und spürte, nur in Wien selbst nicht. Dort hatte man vor lauter Lust an der eigenen Selbstvernichtung übersehen, dass man unversehens an die Spitze der Bewegung gerückt war, die sich Moderne nannte.« Und einige Seiten später: »Am 16. Februar 1913 besteigt Josef Stalin am Wiener Nordbahnhof den Zug und reist zurück nach Russland.«

Wir waren auf dem Flughafen Kiew-Boryspil, etwa dreißig Kilometer östlich des Stadtzentrums, gelandet, und durch das Fenster unserer Maschine sah ich das schmucklose Gebäude am Rande des Rollfelds, das ich in diesem Jahr schon einige Male passiert hatte. Immer wieder war ich mit meiner Delegation nach Kiew gereist, um dort im Präsidentenpalast mit Wiktor Janukowytsch über die Zukunft seines Landes zu verhandeln. Wir wollten ihm, seiner Regierung, insbesondere aber der ukrainischen Bevölkerung eine Brücke in Richtung Europa bauen. Denn natürlich wussten wir, wie hin- und hergerissen

das Land noch immer war: zwischen Ost und West, zwischen der Russischen Föderation einerseits und der Europäischen Union andererseits. Genau diese Gegensätzlichkeit aber, dieses Denken in Schwarz und Weiß, wollten wir auflösen. Auch deshalb habe ich in meinen Reden immer wieder betont, dass wir die Ukraine nicht vor die Wahl zwischen Europa und Russland stellen wollen. Wir wollten Brücken bauen.

Das jedoch entpuppte sich als leichter gesagt als getan: Bei meinen Treffen mit Wiktor Janukowytsch erlebte ich ihn als hart und unnachgiebig. Als ich ihm das erste Mal begegnete, da unternahm er nicht einmal den Versuch, eine Art Dialog aufrechtzuerhalten: Er trug seine Positionen vor, anschließend hörte er sich an, was ich zu sagen hatte – und das war es dann auch. Er wirkte auf mich bisweilen wie eine Karikatur jener Machthaber, an die wir uns wahrscheinlich noch alle aus der längst vergangenen Zeit der osteuropäischen Sowjetrepubliken erinnern.

Als ich ihn jedoch einige Monate später wieder in Kiew besuchte, schien er etwas Vertrauen in mich gefunden zu haben. Weder hatte ich ihn bei meinem letzten Besuch während der abschließenden Pressekonferenz angegriffen noch in Interviews schlecht über ihn geredet. Unsere Gespräche gestalteten sich jetzt offener, und er schien den Ideen Europas deutlich weniger abgeneigt zu sein als noch zu Beginn des Jahres. Ja, es würde schwierig werden: Russland setzte die Ukraine mit Handelsanktionen zunehmend unter Druck, und die gut geölte Moskauer Propagandamaschine arbeitete auf Hochtouren, um in der ukrainischen Bevölkerung diffuse Ängste vor Europa zu schüren. Aber ich erwartete, dass Janukowytsch am Ende das Assoziierungsabkommen mit der EU unterzeichnen und über jene Brücke, die wir ihm gebaut hatten, gehen würde. Weil ich an seine Vernunft glaubte.

Er hatte mich getäuscht. Er hatte die Europäische Union getäuscht. Er hatte den Großteil seiner Bevölkerung getäuscht. Und nicht nur das: Als die Bürger seines Landes ihrer Wut und ihrer Enttäuschung über das gescheiterte Abkommen Luft machten und zu Tausenden auf die Straßen gingen, um friedlich für eine engere Bindung der Ukraine an die Europäische Union zu demonstrieren, da zündete Wiktor Janukowytsch die Lunte eines Pulverfasses: In der Nacht zum 30. November 2013 ließ er die Schergen der Berkut, einer Spezialeinheit der ukrainischen Polizei, unzählige Bürger mit einer nicht für möglich gehaltenen Brutalität zusammenschlagen und in die Gefängnisse der Stadt verschleppen.

Der Protest der vielen entwickelte sich jetzt zum Widerstand der Massen: Im Jahr 22 seit der wiedererlangten Unabhängigkeit der Ukraine skandierten immer mehr Menschen: Nein zu Korruption und Polizeigewalt! Nein zu Inflation und Armut! Ja zu Freiheit und Menschenrechten! Ja zu Europa!

Ich klappte das Buch zu und verstaute es nachdenklich in meiner Aktentasche. Ich zog meinen Krawattenknoten fest und ließ mir meinen Mantel geben.

»Vergessen Sie nicht Ihren Schal«, erinnerte mich einer meiner Mitarbeiter. »Es wird eine kalte Nacht da draußen werden.«

Noch bis kurz vor unserem Abflug aus Brüssel hatte ich mit meinen engsten Kollegen alle möglichen Szenarien dieser durch und durch heiklen Mission durchgespielt. Die Brüsseler Tagung der Außenminister aller NATO-Staaten war ja bewusst so terminiert worden, dass wir an dem tags darauf beginnenden OSZE-Außenministertreffen in Kiew teilnehmen konnten. Undenkbar schien es mir deshalb, als deutscher Außenminister in die Hauptstadt der Ukraine zu reisen und dort die unzähligen Demonstranten einfach zu ignorieren: so zu tun, als hör-

ten wir ihre Rufe nach Freiheit nicht; so zu tun, als gingen uns ihre Sorgen und Hoffnungen nichts an.

Selbstverständlich war ich mir über die bevorstehende Gratwanderung bewusst: Einerseits wollte ich den wütenden und frierenden Menschen auf den Straßen Kiews ein Signal geben. Andererseits aber durften wir die Spannungen nicht noch zusätzlich erhöhen und die Regierung der Ukraine brüskieren. Die Aufgabe meines Besuchs bestand also darin, die Solidarität der Europäischen Union zum Ausdruck zu bringen und gleichzeitig der Diplomatie wieder mehr Raum für weitere Verhandlungen zu verschaffen.

Ein schwieriges Unterfangen, zumal die Ausgangslage nicht gespenstischer hätte sein können: Der Präsident Janukowytsch hatte in diesen wichtigen Tagen sein Land verlassen und weilte auf Staatsbesuch in China. In Kiew führten derweil sein Premierminister Mykola Asarow und der Außenminister Leonid Koschara die Amtsgeschäfte. Die Opposition und ihre Anführer Vitali Klitschko und Arsenij Jazenjuk wollten die verhasste Regierung stürzen, waren sich aber nicht immer einig über die dafür richtige Strategie. Auf den Straßen der Stadt mischten sich unterdessen immer mehr von den Geheimdiensten gesteuerte Provokateure unter die friedlichen Demonstranten. Sie schürten unablässig das Feuer, um die Proteste eskalieren zu lassen und damit den Spezialeinheiten der Polizei einen neuerlichen Anlass zu geben, gewaltsam in das Geschehen einzugreifen.

Zur Bühne des Protests war wieder einmal der Maidan geworden: ein ovaler, zweigeteilter Platz inmitten Kiews, auf dem sich bereits knapp zehn Jahre zuvor, im Winter 2004, unzählige Menschen zur »Orangen Revolution« eingefunden hatten und schon damals laut und deutlich nach Europa riefen. Damals galt Julija Tymoschenko, die Politikerin mit dem markanten asch-

blonden Haarkranz, als Heldin der Massen und Feindin des etablierten Systems. Jetzt, Anfang Dezember 2013, war sie im obersten Stockwerk eines Gefängnisses in der ost-ukrainischen Stadt Charkow inhaftiert und litt an den Folgen eines Bandscheibenvorfalles. Auf dem Maidan versammelten sich derweil immer mehr Demonstranten und forderten ihre Freilassung.

»Die Stimmung in der Stadt ist extrem angespannt«, sagte mir unser Botschafter, nachdem er mich an der Treppe zu unserer Regierungsmaschine begrüßt hatte. Wir stiegen in eine der schwarzen Botschafts-Limousinen und besprachen während der Fahrt in unser Hotel noch einmal das Programm der kommenden Stunden.

»Wir sind spät dran. Klitschko und Jazenjuk warten bereits im Hotel.«

»Wie verhält sich die ukrainische Regierung?«, fragte ich ihn.

»Asarow hat den Demonstranten eine Frist gesetzt, bis wann sie die besetzten Regierungsgebäude räumen müssen.«

»Und? Werden sie das machen?«

»Sieht nicht danach aus: Auf dem Maidan haben sie neue Barrikaden errichtet und davor Wasser verschüttet, damit sich auf dem Boden Glatteis bildet.«

»Wie viele Leute sind gerade auf dem Platz?«

»Schwer zu schätzen. Vor ein paar Tagen waren es Zehntausende, momentan sind es sicherlich weniger.«

»Aber eng wird es in jedem Fall?«

»Davon können Sie ausgehen.«

Noch in Brüssel hatten meine Berater und ich beschlossen, dass ich nach dem Gespräch mit den beiden Oppositionsführern mit ihnen gemeinsam zum Maidan gehen würde. Damit wollten wir den Menschen dort zeigen: Wir treffen nicht nur die Vertreter eurer Regierung, sondern auch deren Heraus-

forderer. Wir mischen uns zwar nicht in die inneren Angelegenheiten eines anderen Landes ein, aber wir zeigen Flagge. Die Flagge Europas und seiner Ideale.

Natürlich gab es Bedenken. Wie reagieren die Russen? Schließlich würde sich mit mir das erste Mal ein Regierungsmitglied eines EU-Landes mit den Demonstranten auf dem Maidan treffen. Bestimmt würden sie von »Einmischung« und »Parteinahme« sprechen – und genau diese Vorwürfe wurden einige Tage später ja tatsächlich von Russlands Ministerpräsidenten Dmitri Medwedew erhoben. Was aber die russische Seite schon damals nicht verstand: Wir nehmen in der Ukraine nicht Partei für eine bestimmte politische Option, sondern für die Werte Europas.

Auf dem Maidan, das wussten wir, tummelten sich jedoch inzwischen nicht mehr nur friedliebende Zeitgenossen.

»Die Sicherheitslage ist bedenklich«, informierte mich einer unserer Sicherheitsbeamten.

Ich überlegte kurz und erinnerte mich an all die anderen bedenklichen Situationen während meiner vergangenen vier Jahre im Amt des Außenministers. Immer gab es Warnungen, nie aber ist etwas passiert: Nicht auf dem Tahrir-Platz in Kairo, wo ich nach einem spontanen Besuch von Tausenden Menschen umringt worden war. Nicht in Afghanistan, wo Aufklärungskräfte einen angeblich geplanten Raketenanschlag der Taliban auf Thomas de Maizière und mich vereitelt hatten. Nicht im Irak, nicht in Libyen und auch nicht in Mali. Immer hörte ich auf die Hinweise unserer Sicherheitsleute. Nur ganz selten setzte ich mich darüber hinweg. So wie an diesem Dezembertag in Kiew.

Das graue Licht der Dämmerung hatte sich schon über die Fassaden gelegt, als wir endlich die Innenstadt erreichten. Unser Fahrer steuerte den Wagen auf einen kleinen Vorplatz des

Hotels. In der Ferne sah ich die goldenen Türme des Michaelsklosters schimmern.

Ich öffnete die Wagentür. Blitze zuckten durch die anbrechende Dunkelheit, und das helle Licht der Fernsehkameras blendete mich. Ich stieg aus, lächelte, kniff die Augen etwas zusammen und nickte den wartenden Journalisten zu. Menschen riefen meinen Namen, und rasch bildete sich eine kleine Traube, in deren Mitte ich mich quer durch die Eingangshalle des Hotels bis zu den Fahrstühlen schieben ließ. Ich fuhr in das oberste Stockwerk, ein Hotelangestellter öffnete mir das Zimmer und drückte mir die Schlüsselkarte in die Hand.

Ich betrat das Zimmer, zog die dunklen Vorhänge zu, packte meine Sachen aus und ging ins Badezimmer, um mir noch schnell die Hände und das Gesicht zu waschen. Anschließend nahm ich meinen Schal und den Mantel wieder von der Garderobe am Eingang meines Zimmers und machte mich auf den Weg zurück in die Eingangshalle des Hotels.

Arsenij Jazenjuk kannte ich seit vielen Jahren, und auch die beiden Klitschko-Brüder Vitali und Wladimir waren mir schon oft begegnet. Kennengelernt hatten wir uns vor vielen Jahren bei einer Sportveranstaltung in Hamburg. Seitdem verfolgte ich den Werdegang der beiden und war insbesondere von Vitalis Karriere und politischem Engagement in seinem Heimatland sehr beeindruckt. Mit jedem Satz widerlegten die zwei Brüder das Vorurteil, wonach es Boxer mehr in den Fäusten als in der Birne haben. Und während unserer Beratungen im Auswärtigen Amt hörte ich von meinen Kollegen nicht nur einmal das Bonmot: Im Gegensatz zu vielen anderen ukrainischen Politikern weiß man bei den Klitschkos immerhin, wie sie ihre Millionen verdient haben.

Vitali, der damals 42-jährige Weltmeister im Schwergewicht,

war nicht über Nacht zum Politiker geworden: Er hatte schon 2006 einmal bei der Wahl zum Bürgermeister Kiews kandidiert. Und verloren. Aber er ließ sich davon nicht beirren, sondern engagierte sich weiter für eine offene ukrainische Gesellschaft. Er tat das auch am Tag vor dem brutalen Polizeieinsatz. Da stand er auf einer Bühne am Maidan und sprach zu den Massen. Aber er widerstand der Versuchung, mit der Kraft seines Charismas die Menschen aufzuwiegeln. Stattdessen beruhigte er sie und mahnte zur Besonnenheit.

Die politische Laufbahn Vitali Klitschkos und sein Engagement in der Ukraine sind umso erstaunlicher, wenn man sich sein Elternhaus vergegenwärtigt: Seine Mutter stammt aus Russland, sein Vater diente in der Roten Armee, und er selbst sprach angeblich lange Zeit besser Russisch als Ukrainisch. Sein Erfolg als Boxer jedoch öffnete ihm nicht nur die Tür in den Westen, sondern auch die Augen: Er sah die Lebensqualität in Deutschland und den Vereinigten Staaten. Oder auch der Nachbarn in Polen, denen es noch im Jahr, als der Eiserne Vorhang fiel, schlechter als den meisten Ukrainern gegangen war und die heute ein Ausmaß an Freiheit und Wohlstand genießen, das für die Menschen in Vitali Klitschkos Heimat schier unvorstellbar ist.

In der Hotelhalle versammelten sich nach unserer Ankunft immer mehr Menschen. Ich bahnte mir den Weg durch die Menge, bis ich direkt vor Arsenij Jazenjuk und Vitali Klitschko stand. Zu meiner Freude sah ich, dass Vitali seine Ehefrau Natalia und seinen Bruder Wladimir mitgebracht hatte. Wir begrüßten einander mit einem kräftigen Händedruck und zogen uns anschließend in einen fensterlosen Besprechungsraum zurück, um in Ruhe und ohne die vielen Kameras die dramatische Lage erörtern zu können.